

Ergänzungen zu:  
**Die Wunderinsel Barataria /**  
Sancho Panza und die Kunst des Regierens  
von Michael Stolleis in *Humane Wirtschaft* 01/2019 S. 12 bis 17  
geschrieben im Februar 2019 von Tristan Abromeit  
[www.tristan-abromeit.de](http://www.tristan-abromeit.de)

**Text 161**

Es ist der 23. oder 24. Januar 2019. Meine Frau hat mich kurz nach meinem 85. Geburtstag auf die zu den Kanaren und damit zu Spanien gehörende Insel La Gomera gelockt. Die kanarischen Inseln sind vulkanischen Ursprungs, so auch Gomera. Ich liege auf meinem Bett, damit sich meine Beine und Knie von den ungewohnt vielen Treppen, dem Gefälle und den Anstiegen der Wege im Gelände erholen können und schaue dabei aus der Terrassentür direkt auf den Atlantik, der nach einer Schutzmauer am Steilufer beginnt.



Hotel Jardin Tecina in Playa de Santiago auf La Gomera

Ich habe die Zeitschrift *Humane Wirtschaft* aufgeschlagen und lese in dem Beitrag von Michael Stolleis über „**Die Wunderinsel Barataria / Sancho Panza und die Kunst des Regierens**“, in dem die spanische Sprache und Literatur eine Rolle spielen. Ich höre hin und wieder spanische Satzketten und ich stelle mir vor, ich könne direkt bis nach Argentinien schauen. ( Später habe ich auf einer Weltkarte nachgeschaut. Von La Gomera aus würde

mein Blick die Kapverdischen Inseln streifen, dann die Ostküste von Brasilien und Uruguay und danach auf eine unendliche Küste von Argentinien stoßen.)



T. A. in Playa Santiago. Im Hintergrund oberhalb der linken Schulter das Urlaubsquartier

Ich dachte bei mir, das ist der rechte Ort, um über die Wunderinsel und Sancho Panza zu lesen. Aber den im Text auch erwähnten Fernando Pessoa's und sein fiktives Gespräch „Banqueiro anarquista“ war mir völlig unbekannt. Da habe ich erst heute im Netz nach dem Autor und seinem Werk gesucht. In einer Fundstelle heißt es über Fernando Pessoa:

Eines der größten poetischen Genies unserer Literatur und einer der wenigen portugiesischen Schriftsteller, die weltweit bekannt sind. Seine Poesie erwies sich als entscheidend für die Entwicklung der gesamten portugiesischen poetischen Produktion des 20. Jahrhunderts. Wenn das symbolistische Erbe in ihm immer noch berüchtigt ist, ging Pessoa nicht nur zur Schaffung (und Erfindung) neuer künstlerischer und literarischer Versuche, sondern auch zur Anstrengung von Theorisierung und Literaturkritik. Er ist ein universeller Dichter, insofern er uns trotz Widersprüchen eine gleichzeitige und vielfache Vision des Lebens gegeben hat. ...

<https://translate.google.com/translate?hl=de&sl=pt&u=http://www.assirio.pt/produtos/ficha/o-banqueiro-anarquista/11237018&prev=search>

In San Sebastián auf Gomera soll Kolumbus vor seinen Entdeckungsreisen in Richtung Westen auch noch einmal Frischwasser für die Besatzungen der beteiligten Schiffe gebunkert haben und sich bei einer Geliebten für die Zeiten der jeweils bevorstehenden Enthaltsamkeit

entschädigt haben. Ein Abbild von Kolumbus und der lebenden Leiterin der Insel-Erkundungstouren sind auf dem nächsten Bild zu sehen. Es ist eine Österreicherin, die vor vielen Jahren auf der Insel hängen geblieben ist.



Ich bemühe mich hier aber nicht, um eine besondere Lesesituation zu schildern, sondern ich möchte den Autor dafür zu loben, dass er seinen Lesern zu verdeutlichen versucht, wie das Denken und Handeln miteinander verwoben ist, aber auch das Gestern und das Heute von den Griechen bis in unsere Gegenwart. Das ein Autor nicht alle Aspekte - die bei einem solchen Thema zu berücksichtigen wären - in einem Aufsatz unterbringen kann, oder auch nicht will, ist nichts Abtrügliches. Jeder Leser kann sich durch das Lesen weitere Quellen über scheinbare oder tatsächliche Lücken selber eine Brücke bauen und nach ideenmäßigen oder zeitlichen Verknüpfungen suchen. Ich will auch nicht nacherzählen, was Michael Stolleis berichtet, das aktuelle Heft ist jedermann zugänglich. ( [www.humane-wirtschaft.de](http://www.humane-wirtschaft.de) ) Der Artikel enthält am Schluss auch Hinweise auf den Hintergrund des Verfassers.

Ich berichte nun, was mir beim Lesen von Michael Stelleis Streifzug durch die Welt der Utopien durch den eigenen Kopf ging. Es sind nur einzelne Stichworte und Hinweise. Um es mir und den Lesern zu erleichtern, kopiere ich drei Absätze aus Stolleis Beitrag ein:

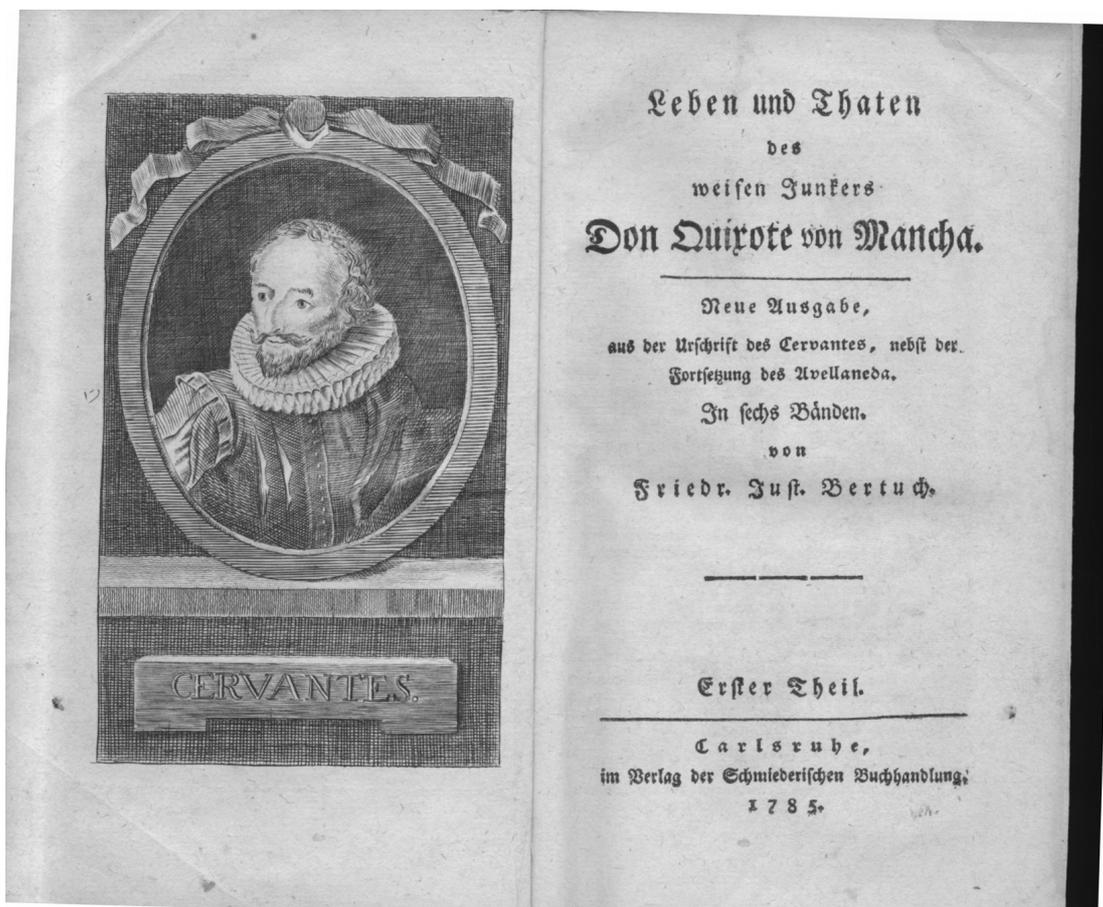
Die Insel Barataria hatte ihren Namen freilich von einem ganz anderen Vorbild, das der Spanisch sprechende Autor ohne Zweifel kannte, jener Insel nämlich, als deren Statthalter Sancho Panza im Zweiten Teil des „Don Quijote“ von Miguel de Cervantes Saavedra (1547-1616) agiert. Dass Gesell, ohne Cervantes zu nennen, mit diesem berühmten Namen spielt, geht auch klar aus dem Namen der Hauptstadt „Villapanza“ hervor. Bald wird deutlich, dass es sich in dieser „Panza-Stadt“ darum handelt, weise Verordnungen zum Wohl des Volkes und Landes zu erlassen, nicht anders als Sancho Panza es tat, nachdem er durch den Umgang mit Don Quijote und dessen Lehrbriefe im Stil von Fürstenspiegeln auf sein Regentenamt vorbereitet worden war.

So haben wir drei sozialutopische „Inseln“ vor uns, deren Gemeinsamkeiten kurz benannt seien, bevor wir uns Sancho Panza genauer zuwenden. Vater und Sohn Gesell sind auf je ihre Weise besessen von Ideen, die sie in die Praxis umsetzen wollen. Der eine kaufte sich u. a. eine Insel, lebte in der landreformerischen und vegetarischen Kommune „Eden“, wurde in der Münchner Räterepublik für sieben Tage Minister („Volksbeauftragter“) der Finanzen, dabei kurzzeitig verhaftet, aber nach überzeugendem Plädoyer in eigener Sache freigesprochen. Kurz nach seinem Tod kam es während der Weltwirtschaftskrise zu einigen Aktionen mit dem von im propagierten „Freigeld“, die aber, dem geltenden Währungsrecht entsprechend, verboten wurden. Viele andere Gemeinden gaben solche Versuche daraufhin auf. Auch die 1995 in Argentinien während des Kapitalmangels entstandene Parallelwährung „Crédito“ verschwand wieder ab 2002/2003, sobald der Peso als Landeswährung wieder verfügbar war. Die bis heute - bei den „Grünen“ oder bei „Attac“ - virulenten Ideen Silvio Gesells mit ihrem antikapitalistischen und antistaatlichen Akzent gehören offenbar zu denjenigen halb anarchistischen, halb dirigistischen Utopien, die immer wieder neu entworfen, erprobt und von wirtschaftswissenschaftlichen Autoritäten unterstützt werden, ohne je eine reale Chance zu bekommen. Das gleiche lässt sich für die Obstbau-Kommune sagen, in der Gesell zeitweise lebte. Die Grundidee freilich, auf der Grundlage regionaler Solidarität eine Komplementärwährung einzuführen, die eine gewisse Unabhängigkeit von Bankkrediten schafft, hat sich immer wieder bewährt, etwa durch Gründung von Gutscheiningen, in Form von Notgeld, Regiogeld oder umlaufgesichertem Parallelgeld.

Ähnlich erging es dem Versuch des Sohnes Carlos Gesell, eine Art Strand-Kommune zu errichten, die Natur durch intensive Kulturarbeit zu bändigen und auf dem Territorium als Gesetzgeber besonders „schützend“ tätig zu werden. Dass dieser Schutz nur durch Repression gegenüber den Rauchern, Alkohol- und Spielfreunden erzeugt werden konnte, belegt das uralte Problem aller Utopien, mit „abweichendem Verhalten“ fertig werden zu müssen, sei es durch sanftmütige Erziehung oder durch Zwang. Auch das Erfolgsmodell von Carlos Gesell wurde vom eigenen Erfolg verschlungen. Nicht anders erging es dem Urbild Sancho Panza. Er regierte nur in der kurzen Zeitspanne einer Woche, zwar durchaus erfolgreich, musste aber sein Regiment wieder aufgeben und in den Dienst seines Herrn zurückkehren. So durchdringen sich die literarischen Utopien samt ihren Parodien mit den realen Versuchen, die Utopien auf der Erde herzustellen. Alle sind gute

Menschen, Silvio und Carlos Gesell ebenso wie der fiktive Sancho Panza. Sie wollen das Gute, strengen sich an, und am Ende war es vergebens. Freilich ist das „Scheitern“ der Utopien nur sehr einseitig ein solches; denn Silvio Gesell wird, wie man sieht, in einigen Punkten seiner Theorien durchaus ernst genommen, Carlos Gesell hat aus dem Nichts tatsächlich einen florierenden Badeort geschaffen, und Cervantes führt uns durch Sancho Panza anschaulich vor, wie man weiser und unbestechlicher Richter und vernünftiger Gesetzgeber sein und sich ohne Groll wieder ins Privatleben zurückziehen kann.

Als ich las, dass Gesell in seiner Geschichte von der Wunderinsel Barataria die Namen und Bezeichnungen aus Cervantes Don Quijote benutzt hat, aber Cervantes nicht benannt hat, erinnerte ich mich, dass ich mich vor langer Zeit auch darüber gewundert habe und mir den Sachverhalt damit erklärt habe, dass Gesell davon ausgegangen ist, dass die Figuren allseits bekannt sind und den Autoren nicht besonders vorstellen musste. Aber Gesell hätte des Spanischen nicht mächtig sein müssen, um Don Quijote zu lesen. Es gab ihn auch zu seiner Zeit schon in der deutschen Übersetzung, wenigstens zum Teil:



Mir wurde das Buch 1988 zugeeignet von der Wahlverwandten Luise Bening, diese hat es 1960 von ihrem Vater übernommen, der hat es 1908 erworben und ich habe es an einen meiner Söhne weitergereicht, der einen Vornamen des Erwerbers von 1908 trägt.

2016 erschien eine vollständige Gesamtausgabe in der Übersetzung von Ludwig Braunfels mit den Illustrationen von Gustave Doré in zwei Bänden.

Mir ging durch den Kopf, ob Gesells Wunderinsel ... (Der verblüffte Marxist oder Sozialdemokrat) eigentlich zur Literaturgattung Utopie gehört und ob dieser Art Literatur etwas Falsches unterstellt wird, nämlich die Flucht aus der Realität – und somit als Versuche verstanden werden, die immer wieder scheitern müssen, auch weil dem Vorhandenen einen naturgesetzlichen Status bescheinigt wird. Die gesellschaftlichen Verhaltensmuster und Institutionen sind aber zu jeder Zeit immer die konservierten Erfahrungen und Lehrsätze vorausgegangener Zeiten. Gesellschaften versteinern aber und sterben vielleicht sogar, wenn ihr Kompass an dem das gesellschaftliche Handeln ausgerichtet wird, nicht immer wieder neu justiert wird. Die Gegenwart kann sich aber nicht an sich selbst messen, sondern die Justierung bedarf geeignete überlieferte Bilder aus der nicht mehr gelebten Vergangenheit oder solche, die vorläufig nur als Gedankenkonstrukt bestehen. Was noch nicht ist und nicht einmal gedacht werden kann, kann keine Orientierung geben. Was noch nicht ist, aber schon die Stufe des Denkbaren erreicht hat, kann aber wohl ein Maß für das Bestehende abgeben, besonders dann, wenn es als Bedrohung individuellen und gesellschaftlichen Lebens empfunden wird. Je mehr eine Utopie – das ist eine Idee, die noch keinen Ort hat – die Realität der Natur und des Menschen berücksichtigt und nicht ideologisch sondern als Möglichkeit formuliert wird, um so mehr wird sie eine Realutopie, das heißt zu einer Vorlage der Gesellschaftsgestaltung, der in einer Demokratie gefolgt werden kann, wenn eine Mehrheit dies für gut befindet. Dass Utopien auch in Mord und Totschlag enden können, ist auch bekannt und sollte uns aber nicht daran hindern, praktikable Utopien zu entwickeln.

In meinem Text 160.1 weise ich auf das „weiter denken Journal für Philosophie“ mit dem Schwerpunktthema „Geist der Utopie“ hin. <sup>1</sup> Ich will das Thema daher hier nicht ausweiten. Jedenfalls passt für Gesells „Wunderinsel“ schlecht der Begriff Utopie, eher schon Lehrbrief oder noch besser Modellanalyse. In einer Modellanalyse werden bestimmte gesellschaftlich Situationen beschrieben und man überlegt dann, welche Optionen mit welchen Folgen die Gesellschaftsmitglieder bei ihren Entscheidungen haben. Silvio Gesells Anliegen ist es nicht, die Menschen zu ihrem Glück zu zwingen und sie darum zu reglementieren, sondern er will ihnen zeigen, unter welchen Bedingungen sie frei, sozial und erfolgreich handeln können.

Mir war im Urlaub schon eingefallen, dass in Ausgaben der „*Fragen der Freiheit*“ das The-

---

<sup>1</sup> <http://www.tristan-abromeit.de/pdf/160.1.Protokoll.der.Ueberlegungen.zum.Thema.Wirkungen.politischer.Leitideen.pdf>  
Ab Seite Seite 53.

ma Utopie verhandelt wird. Im Heft 123 vom Dez. 1976 ist ein Artikel von Joachim Starbatty mit folgendem Titel zu lesen: „Die Interdependenz von Staat, Wirtschaft und Kultur in der > Utopia < des Thomas Morus - Die >Utopia< als Modell der klassenlosen Gesellschaft -“ Auch hier wird deutlich, dass diese Utopie – die der Literaturgattung ihren Namen gab - einen Modellcharakter hat, das kein politisches Programm sein soll, sondern mit deren Hilfe die vorhandene Gesellschaft besser verstanden werden soll und neue Erkenntnisse gewonnen werden können. Thomas Morus war ein vielbeschäftigter Rechtsanwalt, Richter und nach der Veröffentlichung seines Buches ein gefragter Staatsdiener. Geköpft ist er worden, weil er der Scheidung des Fürsten, dem er diente, nicht zustimmen wollte.

Im Heft 129 der „Fragen der Freiheit“ vom Dez. 1977 ist sowohl „Die Wunderinsel Barataria“ von Gesell wie auch „Eine kritische Würdigung in Silvio Gesells utopischen Barataria (>Billigland<) zu lesen. Prof. Starbatty war lange Jahre Vorsitzender der Aktionsgemeinschaft soziale Marktwirtschaft. Ich bringe nachfolgend den letzten Punkt der Gliederung seiner Ausführungen.

#### *4. Gesells Parabel - ein Lehrstück für die Interdependenz von Staat, Wirtschaft und Gesellschaft*

Insgesamt ist die Gesell'sche Parabel über das utopische Barataria ein meisterhaftes Lehrstück zur Einführung in eines der schwierigsten Kapitel der Nationalökonomie, der Geld- und Zinstheorie. Es ist ein reiches Exerzierfeld für ökonomisches Denken und für das Erkennen interdependenter Zusammenhänge zwischen Wirtschafts-, Gesellschafts- und allgemeiner Politik. Dabei ist zweitrangig, daß ich die Änderung der Bemessungsgrundlage (vom Gewicht zum Hohlmaß), also die Einführung der Wertaufbewahrungsfunktion des Geldes, nicht als den Sündenfall in Barataria betrachte. Entscheidend ist, daß die grundsätzlichen Ideen, die ordnungspolitischen Ideen von Silvio Gesell richtig und vorbildhaft sind:

Man wird ein Höchstmaß an Freiheit für den einzelnen Menschen (also »Raum für den Menschen«, wie eine Tagung hier einmal hieß) schaffen, wenn man die Tätigkeit des Staates auf die Sicherung des Wettbewerbs und auf den Ausgleich sozialer Not konzentriert und wenn man vom Staat nicht etwas fordert, was dieser nicht leisten kann, etwa distributive Gerechtigkeit herzustellen oder Vollbeschäftigungsgarantien zu geben. Die Verhöhnung eines Staates, der sich hauptsächlich auf die Schaffung und Sicherung der Rahmenbedingungen für rechtsstaatliches Handeln beschränkt, als »Nachtwächterstaat« durch Ferdinand Lasalle, hat zur Konsequenz, daß man glaubte, der Staat müsse den Einzelnen an die Hand nehmen, um ihm zu zeigen, was er tun solle, müsse ihm seine Sorgen abnehmen, seine Pflichten übernehmen und ihn schließlich von jeglicher

Verantwortung befreien. Und dann sind es die organisierten Gruppen, die sich des Staates bemächtigen, ihn als Marionette benutzen, oder, wie Götz Briefs gesagt hat, degradieren zu einer »pouvoir dirigé«. Dies ist dann nicht viel anders als der Rückfall in feudalistische Herrschaftsformen.

Weiter ist bei Silvio Gesell vorbildhaft, daß er in der Schaffung einer funktionsfähigen Geldordnung den »nervus rerum« einer funktionsfähigen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung gesehen hat. Ich glaube nicht und ich hoffe auch nicht, daß wir uns über die Gestaltung einer solchen idealen Geldordnung hier schon einig sind. Worüber sollten wir denn sonst bei den nächsten Tagungen streiten?! Ich glaube aber, daß uns die Referate und die Diskussionen diesem Ziel ein wenig näher gebracht haben. (S. 30 f.)

Leider liegen diese Hefte noch nicht in digitalisierter Form vor, so dass ich keine Links darauf setzen kann.<sup>2</sup> Ich hoffe aber, gezeigt zu haben, dass es keine gute Idee ist, ein geistiges Werkzeug mit einem politischen Programm zu verwechseln. Diese Verwechslung beim Begriff des Homo oeconomicus stiftet zum Beispiel bis in unsere Tage Verwirrung und falsche Frontstellungen, obwohl Prof. Dr. Hans Sveistrup schon 1932 versucht hat, den Irrtum aufzuklären. Nachzulesen ist seine Aussage in meinem Text 89.2:

ALS OB und DER HOMO OECONOMICUS (Keine Wirklichkeitsbeschreibung, sondern gedankliche Instrumente.) Auszug aus Stirners drei Egoismen - Wider Karl Marx, Omar Spann und die Fysiokraten von Prof. Dr. Hans Sveistrup 1932 / 1983  
<http://www.tristan-abromeit.de/pdf/89.2%20Anhang2%20homo.oekonomikus.pdf>

Bevor ich nun zu Carlos Gesell komme, noch einmal zurück zu Silvio, dem Vater. Wenn Michael Stolleis schreibt:

Bataria ist die Wunderinsel, auf der es gesichertes Geld, keine Zinsen und keine Bodenspekulation gibt. (S. 13, mittlere Spalte)

Dann klingt das so, als sei das ein Ausdruck von Wunschenken von Silvio Gesell. Joachim Starbatty wundert sich aber über die Namensgebung *Wunderinsel* für das Lehrstück. Denn Gesell beschreibt keine Wunder, sondern die Folgen von bewussten Handlungen. Er vermutet aber einen normativen Einfluss auf die Theoriebildung von Gesell. Unter der Überschrift „Von Aristoteles' Zinsverbot zu Gesells Urzins“ ist zu lesen:

Weiter glaube ich, daß bei Silvio Gesell die theoretische Analyse durch Normen beeinflusst worden ist, daß er ein bestimmtes Vorurteil hat, ein Vorurteil, das ich persönlich sehr sympathisch finde und das überdies auch ein »klassisches« Vorurteil ist: das Vorurteil gegen eine Wirtschaft, die auf Gelderwerb gerichtet ist. Es ist das Mißtrauen gegenüber dem Geldhändler, gegenüber dem Wechsler, gegenüber dem Händler über-

<sup>2</sup> Ein Inhaltsverzeichnis nach Autoren und Sachthemen und die der bisher eingescannten Ausgaben der „Fragen der Freiheit“ ist unter [www.sffo.de](http://www.sffo.de) einsehbar.

haupt. Dieses Vorurteil stellt sich andererseits als Vertrauen gegenüber dem Produzenten dar, ob es nun der Produzent von Waren ist oder der Produzent von Ideen, der Erfinder. Ich glaube, daß auch Silvio Gesell - ohne dies ausdrücklich zu sagen - unterscheidet zwischen »schaffendem, produzierendem Kapital« einerseits und »raffendem Kapital« andererseits. Dies ist ein altes Vorurteil, das uns schon im Mythos begegnet. Wir wissen, daß die Griechen in dem Gott »Hermes« nicht nur den Gott der Kaufleute, sondern auch den Gott der Wegelagerer und der Diebe sahen. Diese Abneigung gegenüber dem »raffenden Kapital« führte auch dazu, daß Aristoteles keinen Zins gelten lassen wollte. Geld vermittele lediglich Tauschakte. Geld sei dazu da, die Arbeit des einen Menschen gegen die Arbeit des anderen Menschen auszutauschen. Es entspreche menschlicher Bestimmung, daß man in seinem Beruf aufgehe, nicht aber, daß man Geld raffe. Aufgabe des Arztes sei zu heilen, nicht aber sein Bankkonto zu erhöhen oder aber in Abschreibungsgesellschaften zu investieren. Aufgabe des Schusters sei, Schuhe zu produzieren, nicht aber Geld anzuhäufen. Wenn jemand Geld anhäufe, dann sei er einmal auf die Übervorteilung des Handelspartners aus oder er werde seiner eigentlichen Bestimmung, einen Beruf auszuüben, nicht gerecht. Daraus folgert Aristoteles, daß solch unrechtmäßig zusammengerafftes Kapital nicht auch noch Zinsen abwerfen könne.

Das Zinsverbot des Aristoteles ist im Mittelalter von Thomas von Aquin aufgenommen worden. Thomas von Aquin hat die aristotelische Begründung etwas umformuliert; er sagte: Geld gehe nach der Aufnahme von Krediten unter, weil Waren gekauft würden, die für den Lebensunterhalt benötigt würden. Weil aber Geld beim Konsumakt untergehe, könne es keine Zinsen bringen. Darauf baute dann das kanonische Zinsverbot des Mittelalters auf, das für die katholische Kirche, nebenbei gesagt, außerordentlich nützlich war, da diese im Mittelalter der größte Schuldner gewesen ist. ... (Fragen der Freiheit, Heft 129, S. 24 f.)

Dieses Zinsnahmeverbot hat dann dazu geführt, dass die Juden – die nur dem Zinsnahmeverbot gegenüber dem Glaubensgenossen unterlagen und denen der Zugang zu den ehrlichen Berufen versperrt war – in das Geldgeschäft gedrängt wurden und danach als Verursacher aller Probleme, die mit dem Geld verbunden waren, hingestellt und verfolgt wurden. Hier ist es aber auch angebracht, auf die Zeit der Brakteaten (Karl Walker, „Das Geld in der Geschichte“) und auf das Geheimnis des Templerordens (Hans Weitkamp in „Das Hochmittelalter – ein Geschenk des Geldwesens“) hinzuweisen.

### **Staat im Staate**

(Ein multinationales Bank- und Handelshaus)

Neben den völlig neuen Banktechniken, die die Ritter entwickelt hatten, überwiesen sie im Auftrage von Kaufleuten wie von Adligen riesige Geld-

summen per Scheck oder Wechsel und zahlten per Anweisung in ganz Europa Gelder aus, und das eben so prompt wie gesichert gegen Diebstahl und Verlust.

Sie waren in 200 Jahren schliesslich, seit der Gründung (1118) und der Bestätigung durch das Konzil von Troyes (1128) als «Arme Ritter Christi» zum grössten Wirtschafts- und Bankunternehmen Europas geworden, aber auch ebenso ein Staat im Staate, an dem niemand vorbeigehen oder vorbeigekommen konnte. Überdies hatten sie sozusagen ein stehendes Heer von kampferprobten, stets einsatzbereiten Rittern zur Verfügung. Durch die Verfügungen des Konzils und des Papstes und die Billigung von König und Papst war der Orden privilegiert: Er war steuer- und abgabefrei, auch zollfrei, er hatte eigene Rechtssprechung über seine Angehörigen und unterstand weder dem Landesherrn, noch dem König, sondern völlig und allein dem Papst. (S. 40)

Zu den Merkwürdigkeiten im Reich der Kirche, auf die Starbatty hinweist, gehört auch ihr Verhältnis zum Bodenrecht, das J. P. Proudhon in zwei Fußnoten in seinem Buch „Was ist das Eigentum“ schildert:

Es wäre ein interessantes und ausgiebiges Thema, die Schriststeller der Reihe nach zu betrachten, die über den Wucher geschrieben haben oder, wie sich einige zweifellos euphemistisch ausdrücken, über den Kapitalzins. Die Theologen haben von jeher den Wucher bekämpft: da sie aber immer die Legimität des Pacht- und Mietzinses zugestanden und da die Identität des Mietzinses und des Darlehns aus Zinsen klar zu Tage liegt, haben sie sich in ein Labyrinth von Subtilitäten und Unterscheidungen verirrt, daß sie schließlich gar nicht mehr wußten, was sie über den Wucher denken sollten. Die Kirche, die Herrin der Moral, ist in ihrem verblendeten Stolz über die Reinheit ihrer Lehre, in einer beständigen Unwissenheit über die wahre Natur des Eigentums und des Wuchers verblieben: sie hat sogar durch den Mund ihrer Pontifizes die kläglichsten Irrtümer darüber verkündigt. Non potest mutuum, sagte Benedikt le. locationi ullo pacto comparari »Die Einrichtungen von Renten, meint Boffuet, ist eben so weit vom Wucher entfernt wie der Himmel von der Erde«. Wie will man mit derartigen Ansichten Darlehen aus Zinsen verdammen? Wie will man vor Allem das Evangelium rechtfertigen, das doch den Wucher in aller Form untersagt? Daher ist die Mühe der Theologen auch grenzenlos: da sie den evidenten Beweisen der Nationalökonomien, die mit Recht den Kapitalzins dem Mietzins gleichstellen, Nichts zu erwidern wissen, wagen sie nicht mehr den Kapitalzins zu beurteilen und es bleibt ihnen Nichts übrig als zu erklären, daß — da doch das Evangelium den Wucher verbietet — doch wohl etwas Wucher sein muß. Aber was ist denn eigentlich der Wucher? Nichts ist vergnüglicher, als diese Lehrer der Nationen zwischen der Autorität des Evangeliums, das, wie sie sagen, nicht umsonst gesprochen haben kann, und der Autorität der ökonomischen Beweise hinundherschwanken zu sehen; meiner Meinung nach erhöht Nichts den Ruhm dieses Evangeliums mehr, als diese alte Untreue seiner angeblichen Lehrer. Salmafius, der den Kapitalzins dem Mietzins gleich-

stellte, wurde durch Grotius, Pussendors, Burlinaqui, Wolf, Heineccius widerlegt; und was das Merkwürdigste an der Sache ist, Salmasius sah seinen Irrtum ein. Anstatt aus dieser Gleichstellung des Salmasius zu schließen, daß jedes Eigentum widerrechtlich sei und von da aus zu dem Beweise der evangelischen Gleichheit zu gelangen, zog man grade den entgegengesetzten Schluß daraus: nämlich daß, da der Pacht- und Mietzins nach dem Urteil der ganzen Welt gestattet ist, und wenn man zugiebt, daß sich der Kapitalzins in Nichts davon unterscheidet, es gar Nichts mehr gäbe, was man mit dem Namen Wucher belegen könnte und folglich das Gebot Jesu Christi eine Täuschung, ein Nichts wäre, das man ohne Gottlosigkeit nicht zulassen dürfe.

Wäre mein Buch zu Bossuet's Zeiten erschienen, so hätte der große Theologe durch die heilige Schrift, die Kirchenväter, die Tradition, die Konzile und die Papste bewiesen, daß das Eigentum göttliches Recht sei, der Wucher dagegen eine Erfindung des Teufels; und dies ketzerische Werk wäre verbrannt und der Autor in die Bastille gesteckt worden. (Fußnote S. 214 /215)

»Ich verkünde das Evangelium, ich lebe vom Evangelium« sagte der Apostel, womit er bezeichnen wollte, daß er von seiner Arbeit lebe: der katholische Klerus hat es vorgezogen vom Eigentum zu leben. Die Kämpfe der Gemeinden im Mittelalter gegen die Äbte und Bischöfe, die großen Eigentümer und Herren, sind betannt: die päpstlichen Exkommunikationen nicht weniger-, die zur Verteidigung der kirchlichen Privilegien erlassen wurden. Selbst heutzutage behaupten die offiziellen Organe des gallikanischen Klaus noch, daß die Besoldung des Klerus keine Staats-Gehalte, sondern vielmehr eine Entschädigung für das, was er einst besessen und was ihm der dritte Stand im Jahre 89 entrissen hatte. Der Klerus will lieber seinen Unterhalt dem Eigentumsrecht als der Arbeit verdanken.-

Eine der größten Ursachen des Elends in Irland sind die ungeheuren Einkünfte des anglikanischen Klerus. Ketzer wie Orthodoxe, Protestanten, Papisten, haben sich also Nichts vorzuwerfen: alle haben in gleicher Weise in der Gerechtigkeit geirrt, alle haben das achte Gebot verkennt: Du sollst nicht stehlen. (Fußnote S. 218 / 219)

Zurück zu Silvio Gesell nach dem kleinen Umweg um Deutungen von weit zurückliegendem Geschehen. Wenn man Gesell liest, merkt man, dass er immer wieder auf der geschichtlichen Spurensuche war. Wenn ich es richtig in Erinnerung habe, sieht Gesell die Geschichte als die Empirie des Ökonomen an, der ja seine Modelle nicht einfach ausprobieren kann, wie der Naturwissenschaftler. Er war sich wohl bewusst, dass er sich auch im normativen Bereich des Forschens bewegte, begründet seine Erkenntnisse aber nicht normativ, wie wir im folgenden Vorspann der „Wunderinsel ...“ sehen. Aber selbst die religiösen Normen zum Zins und zum Boden sieht er wohl als Substrat von Erfahrungen und Beobachtungen der Normgeber.

## Die Wunderinsel Barataria

von Juan Acratillo 1675

Auszug aus einem größeren Werke.

Aus dem Spanischen übersetzt von Klaus Rosenfeld.

### *Vorwort.*

Unter Kapitalismus ist der Zerfall der Völker in Klassen, die Scheidung der Menschen in *Rentner* und *Arbeiter*, *Zehrer* und *Mehrer zu verstehen*, die heute in der ganzen Welt durchgeführt ist. Wohin man sich auch wenden mag, nach Osten und Westen, nach Norden und Süden, nach autokratisch oder demokratisch geführten Staaten, allüberall findet man die gleichen Verhältnisse: Hunderttausende von Kapital-Rentnern, die kaum wissen, was sie aus Übermut treiben sollen, und Arbeiter, die trotz der durch die Wunder der modernen Technik ins Riesenhafte gesteigerten Produktionsfähigkeit oft nicht wissen, wie sie die elementarsten Bedürfnisse befriedigen können. Dabei die durch die Krisen geschaffene Unsicherheit.

Dieser Zerfall der Völker ist so alt, wie die Kultur. Er ist ihr unzertrennlicher Begleiter. Sobald ein Volk zur Geldwirtschaft übergeht, die die Arbeitsteilung ermöglicht und ausgestaltet, setzt auch der Zerfall des Volkes in Genießer und mühselig Beladene ein.

Worauf ist diese Erscheinung zurückzuführen? Auf diese Frage gibt es unzählige Antworten.

Die erste Antwort, von der uns die Geschichte erzählt, gab Moses,\*)<sup>3</sup> indem er die Unveräußerlichkeit des Bodens erklärte, das Zinsverbot und das Jubeljahr einführte.

Merkwürdigerweise hat auch Lykurg \*\*)<sup>4</sup> auf die Frage nach der Ursache des sozialen Zerfalles der Völker die gleiche Antwort wie Moses gegeben: Unveräußerlichkeit des Bodens und Ersatz des Goldes durch eisernes Geld waren Lykurgs Forderungen.

Beide große Gesetzgeber des Altertums, Moses und Lykurg - von einander durch sieben Jahrhunderte und ein Meer getrennt - gaben also auf die Frage nach der Ursache des sozialen Zerfalles der Völker übereinstimmend zur Antwort - das Gold und das Privateigentum am Boden.

Und jetzt nach dreieinhalb Jahrtausenden, nach einer entsetzlichen Leidensgeschichte der Menschheit kommen wir wieder auf die Fragen von Moses und Lykurg zurück und erklären -, Moses und Lykurg haben recht. Der soziale Zerfall der Völker ist auf die *Goldwährung* und das *Bodenrecht* zu-

---

3 \*) Moses lebte um 1500 vor Chr.

4 \*\*) Lykurg lebte um 800 vor Chr.

rückzuführen.

Wenn auch die Formulierung der Forderungen eine andere, dem Wesen des Übels genauer angepaßte ist, so bleibt doch die Tatsache hochinteressant, daß die Diagnose der sozialen Krankheit schon vor dreieinhalb Jahrtausenden von Moses und Lykurg gestellt worden war.

Zur Erklärung dieser eigentümlichen Tatsache ist wohl die Annahme berechtigt, daß die den sozialen Zerfall bedingenden Kräfte im herkömmlichen Geld und Bodenrecht sehr gut verborgen gewesen sein müssen, daß sie sich so lange der Entdeckung zu entziehen vermochten.

Und fürwahr, es muß wohl so sein, denn aus Erfahrung wissen wir, daß es in der Regel durchaus nicht genügt, mit dem Finger auf die Mängel des Geldes zu zeigen. Es geht hier zu wie bei den bekannten Vexierbildern, wo man das Gesuchte oft auch dann noch nicht sieht, wenn es einem gezeigt wird. Derart sind wir durch Nebendinge abgelenkt. Beim Vexierbild sind es die Nebenfiguren, die uns das Finden erschweren, beim Geld die zahllosen Vorurteile und falschen volkswirtschaftlichen Begriffe, die im Laufe der Jahrtausende sich dem Gelde angepaßt haben. Das Geld war das Gegebene, die Tatsache, und diesen Tatsachen, so schief sie auch waren, haben sich unsere Ansichten angepaßt.

Die vorliegende Schrift ist ein neuer Beweis für das Gesagte. Sie wurde mir von Pedro *Tramposo*, einem spanischen Freunde zugesandt. Er fand das Manuskript, das aus dem Jahre 1675 stammt, in Granada beim Ordnen einer alten Privatbibliothek. Den Titel \*)<sup>5</sup> wählte ich aus Gründen unserer Tagespolitik und weil die auf Marx schwörenden Sozialisten beim Lesen dieser Broschüre ob der neu gewonnenen Erkenntnisse mehr als einmal verblüfft dreinschauen werden.

Ich hatte für den Aufenthalt auf La Gomera auch einen Text von Gesell mitgenommen. Ich wollte mal wieder Gesell im Original lesen. Es war ein dünnes Heft, das im Reisegepäck nicht besonders auffiel. Ich hatte gar nicht genau hingeschaut. Ich dachte, es wäre eine seiner Frühschriften. In La Gomera stellte ich dann fest, dass es eine Schrift war, die in der Erstauflage 1922 erschienen ist und dass sie den Titel trägt: „Die Ausbeutung, ihre Ursachen und ihre Bekämpfung“. Auch hier werden keine geistigen Spekulationen geboten, sondern eine nüchterne Analyse. An der Stelle, wo Gesell sich mit der Quantitätstheorie auseinandersetzt und sagt, dass er nicht viel von der bereinigten Quantitätstheorie hält, sondern bei der rohen oder naiven Quantitätstheorie bleibt. Diese würde aber nur unter den Bedingungen des Freigeldes ihre allgemeine Gültigkeit erhalten. Hier weist er darauf hin, dass ein Zinsverbot die Probleme, die der Zins verursacht, nicht beheben könnte. Gesell nimmt den Menschen so

---

5 \*) Der Übersetzer gab der Erstveröffentlichung des „Berichtes“ über die „Wunderinsel Barataria (Billigland) 1922, den provisorischen Titel „Der verblüffte Marxist“.

wie er ist. Er versucht nicht die Menschen einer idealen Ökonomie anzupassen, er braucht nicht den neuen Menschen, sondern er macht sich Gedanken darüber, wie die Wirtschaft den Eigenheiten des Menschen angepasst werden kann. Und er hat auch die von Adam Smith beschriebene Eigenschaft des Menschen im Blick, die ihn verführen, gerne dort ernten zu wollen, wo er nicht gesät hat. Nach meiner Einschätzung ist „Die Wunderinsel Baratavia“ kein utopisches Märchen, das bei seiner Umsetzung unter der Last der realen Gegebenheiten zusammenbrechen muss, sondern „nur“ eine nüchterne Modellanalyse, in der verschiedene Optionen durchgespielt werden. Starbatty schreibt dazu:

Diese Auseinandersetzung um die richtige Gesellschaftsordnung zeigt, daß die Gesell'sche Parabel auch als eine Abrechnung mit dem Marxismus verstanden werden kann. Daher erklärt sich auch der zunächst unverständliche Titel der Gesell'schen Parabel: »Der verblüffte Sozialdemokrat«. Denn auch Marx und Engels waren ja Mitglieder der Sozialdemokratischen Partei, wengleich sich Engels über diesen Parteinamen mokiert hat; das sozialdemokratische Gedankengut war in der ersten Zeit überwiegend marxistisch orientiert. In einem Nachdruck ist dann der Titel geändert worden; heute heißt die Schrift: »Die Wunderinsel - oder der verblüffte Marxist«. Dieser Titel soll darstellen, daß der Marxist beim Studium dieser Parabel öfter verblüfft ist, weil er neue, bisher übersehene Wahrheiten entdeckt. Der Titel »Wunderinsel« trifft m. E. den Charakter dieser Parabel nicht ganz, da Gesell keine Wunderinsel schildert, die einen neuen Menschen voraussetzt, sondern eine Insel, die den Menschen so läßt, wie er ist, und versucht, durch institutionelle Änderungen der Wirtschaftsordnung eine ideale Gesellschaft zu erreichen. Insofern ist also das, was in Baratavia entstanden ist, für Gesell kein »Wunder«, sondern die Konsequenz bestimmter ordnungspolitischer Ideen. (FdF, Nr. 129, S. 10)

Ich bin mir gewiss, wenn man Gesells Erkenntnisse noch vor 1930 – seinem Sterbejahr – umgesetzt hätte, wäre uns Hitler erspart geblieben, aber nicht unbedingt der Krieg, denn ein aufblühendes Deutschland wäre für die Sieger des Ersten Weltkrieges sehr schwer verdaulich gewesen. Und wenn das Modell als ausgereifte Soziale Marktwirtschaft nach dem Zweiten Weltkrieg realisiert worden wäre, hätten wir die meisten der heutigen Weltprobleme nicht. Denn auch die Weltgesellschaft entwickelt entsprechend den guten und schlechten Ideen, die im Bildungsprozess gesammelt wurden und durch die Entscheidungsträger wirksam werden. Und so kann auch eine kleine funktionierende Modellregion auf eine kränkelnde Welt heilend wirken wie eine gute Medizin auf einen kranken Körper.

Ich komme zu der Frage, ob Carlos Gesell mit seinem Projekt „Seebad Villa Gesell“ gescheitert ist. Da ich hier keine Unterlagen habe, aus denen ich die Fakten filtern könnte, kann

ich nur mit „wenn – dann“ antworten:

Wenn Carols seinem Vater beweisen wollte, dass auch er etwas Großes realisieren kann, dann ist ihm das gelungen.

Wenn Carlos beweisen wollte, das man auch Sanddünen bepflanzen und kultivieren kann, dann ist ihm das auch gelungen.

Vom Hörensagen weiß ich, das nicht bekannt ist, ob Carols bodenreformerische Ambitionen hatte. Es kann daher für ihn in diesem Bereich keine Niederlage verzeichnet werden.

Carlos soll sich aber mit dem Dünen-Projekt verschuldet haben. Und das war ein Handicap, wenn er tatsächlich dort am Strand eine alkohol-, nikotin- und glücksspielfreie Zone errichten wollte. Denn die Verschuldung kann ihn gezwungen haben, bei der Auswahl der Siedler seine Auswahlkriterien zu verwässern. Und darüber hinaus gilt das von Stolleis angeführte uralte Problem, die Teilnehmer an einem solchen Projekt „mit sanftmütiger Erziehung oder mit Zwang“ nicht zu Abwechtlern werden zu lassen. Der Niedergang ist bei solchen Projekten nur eine Frage der Zeit.

Das Modell der Natürlichen Wirtschaftsordnung – eine Marktwirtschaft in reinster Form / ein Gegenmodell zur kapitalistisch deformierten Marktwirtschaft – ist bis auf die Bedingungen ihrer Existenz ein offenes Modell in dem Lebens- und lokale Wirtschaftsformen – die untereinander im Wettbewerb stehen, nicht nur auf eigenes Risiko ausgelebt werden können, sondern als Optimierungsdruck auf das Gesamtsystem begrüßt werden.

Der Hinweis von Michael Stolleis auf das Scheitern von Carlos Gesell mit seiner Siedlung als nikotinfreie, alkoholfreie und glücksspielfreie Zone ist trotzdem für die Freunde der Natürlichen Wirtschaftsordnung von Interesse, weil mir scheint, dass das Interesse für dieses Modell unter Menschen mit lebensreformerischen Zielen höher ist, als unter den „Normalbürgern“. Und wer Zugang zu einer Reformidee gefunden hat, möchte sie gerne mit weiteren verbinden, die er noch aufgenommen hat. Aber in solchen Bestrebungen liegt eine gewisse Gefahr für die Freiwirtschaftsschule, weil hier dann leicht der Eindruck des Sektenhaftens entsteht.

Gerade bei Bodenrechtsreform-Projekten im Großen wie im Kleinen sollte man sich auf die bodenrechtlichen Belange beschränken und diese nicht noch mit anderen Forderungen belasten. Die Nutzung des Bodens darf an Vorgaben der Stadt-, Landesplanung und dem Straf-

recht gebunden sein, nicht aber z. B. an eine puritanische Lebensführung. Und in einer demokratischen offenen Gesellschaft muss das Planungsrecht und das Strafrecht der wachen Kritik ausgesetzt werden, damit diese, die Freiheit eingrenzenden Rechte, keinen moralinsauren Schimmel ansetzen, der den Freiraum für individuelles freies Handeln immer mehr einschränkt.

Eine offene Gesellschaft zeichnet sich aber dadurch aus, dass individuelles und gruppenmäßiges Handeln vom allgemeinen Trend abweichend möglich ist und so den notwendigen Anpassungsprozess der Gesamtgesellschaft geschmeidig hält. Was sich im Kleinen bewährt hat, kann im Großen übernommen werden, das Unbrauchbare kann geräuschlos aussortiert werden. Diese Offenheit kann sich aber nur in Gesellschaften entwickeln und halten, die dem Prinzip der Dezentralisierung folgen und der Selbstorganisation von gesellschaftlichen Gruppen mit abweichenden Zielen und Interessen genügend Raum gibt. In der Gegenwart wird die Selbstorganisation aus der Gesellschaft heraus aber immer mehr eingeschränkt, und zwar a) durch die immer stärker werdende Kapitalmacht<sup>6</sup>, die immer mehr Unternehmensgebilde mit zentraler Machtbefugnis schafft. Diese Gebilde sind zum Teil größer, als nationale Staaten und b) durch die Flucht der nationalen Politiken in die Zentralisation und die Verrechtlichung<sup>7</sup> aller Lebensbereiche. Die Bedingungen der Dezentralisation werden nicht mehr verstanden und daher wird kein Raum mehr für Experimente gelassen. Das Ende dieses Weges ist die Revolution ohne Aussicht darauf, dass diese die Probleme, die zu ihrer Auslösung geführt haben, auch gelöst werden.

Die schwierige Situation der Geld- und Bodenreformer besteht daran, dass ihr Arbeitsansatz ein gesamtgesellschaftlicher ist und die erforderlichen Veränderungen nur von einer einsichtigen politischen Mehrheit herbeigeführt werden können. Diese einsichtige Mehrheit ist aber durch die abstrakte, theoretische Bearbeitung der anstehenden Themen womöglich nie zu erreichen. Die begrenzt möglichen Kleinexperimente – die beim Geld auch die Grenzen der Legalität überschreiten – liefern aber der Mehrheit der Bürger nicht die Überzeugungskraft, die für ein Ja zu den gewünschten Reformen reicht. Michael Stolleis weist zu Recht auf die Schwächen der Regionalwährungen hin, sie treten in der Regel auf, wenn die Regionalwährungen außerhalb der Zeiten praktiziert werden, die von keinen deflationistischen

---

6 Die nicht nur ihre Ursache in der Kapitalakkumulation hat, sondern auch im Patentrecht.

7 Verrechtlichung meint nicht, dass kein Recht mehr gelten soll, sondern das für jede mögliche Regelung der Bürger ein Gesetz oder Verordnung geschaffen wird und so die Freiheit gesetzlich erstickt wird.

Verhältnissen geprägt sind und / oder bei der die moralischen Apelle die Teilnehmer nicht mehr bei der Stange halten. Das Beste, was Regionalwährungen leisten können, ist die Aufklärung über die währungsmäßigen Zusammenhänge in Bezug auf die Wohlfahrt und das Elend in der betreffenden Gesellschaft. Dieses würde nämlich bewirken, dass jene, die über die Währungen herrschen, nicht wie in der Vergangenheit, dem Volk ihre Fehleinschätzungen und -entscheidungen nicht als Fortschritt oder als alternativlos verkaufen können.

Bei der Reform des Bodenrechtes könnten die Ergebnisse der Experimente auf reduziertem Raum besser aussehen. Hier mangelt es aber an der Einsicht der Reformer oder an ihrer zu geringen Zahl, aus der die zum Handeln bereiten und fähigen Akteure rekrutiert werden müssten. Es ist möglich, dass die Freiwirtschaftsschule, weil sie nicht direkt als Reformer auftreten kann, vorwiegend jene Menschen gewinnt, die die anstehenden Probleme nur theoretisch bearbeiten möchten. Der Nutzen, der auf diese Weise entsteht, sollte nicht unterschätzt werden, er reicht leider nicht für die notwendige Tat.

Ich verweise auf den Versuch, eine Bodengenossenschaft als Baustein einer Bodenreform zu gründen. Ich berichte darüber ausführlicher in meinem Text 20.4 „Die Bodengenossenschaft ein Vehikel für eine Bodenrechtsreform?“

<http://www.tristan-abromeit.de/pdf/20.4%20Die%20Landlosen%20Bodengenossenschaft.pdf>

Karl Walker hatte über die Idee in der *Evolution* (der Vorgängerzeitschrift von *Fairconomy*) Nr. 2 / 1972 geschrieben. Der Schweizer Giulio Ribe hat sich dann an eine theoretische Ausarbeitung der Idee gemacht und dabei den Rat von Banken und Fachleuten eingeholt. Der verstorbene Arzt, Dr. Hans Weikamp, der an dem Thema Emanzipation von Mann und Frau interessiert war, hat den Namen *Familiat* für die Genossenschaft vorgeschlagen. Warum ist von dem Projekt, das sich wirtschaftlich selber getragen hätte, nichts geworden? Ich habe die Antwort in meinem Ordner „Ribi“ gesucht. Ich finde den Hinweis, dass die Bereitschaft, das ausgereifte Projekt zu kritisieren, groß, aber jene konkret mit Barem den Start zu ermöglichen gering ist.

Giulio Ribe schrieb mir am 3. August 1978 u. a.:

... Vor vier Jahren hatte ich einen Betrag von 10.000 DM angeboten, 5000 à fonds perdu, 5000 als Genossenschaftsanteile (...). All die Freunde von X und er selber haben sich nicht aufgegriff, ähnliches zu tun, um eine solche

Bodengenossenschaft zu verwirklichen. Im Gegenteil. Viele Ausreden waren der Sache Tod. Es ist mir auch nicht bekannt, dass innerhalb der Soz.wiss. Gesellschaft eine ernsthafte Gruppe von Interessenten oder gar Förderern einer solchen Bodeninstitution bestehen würde. Ich spüre es. Unsere Sozial-Helden haben alle Angst, es könnte schiefgehen, es könnte Schwierigkeiten geben. Man müsste mehr Verbindliches tun, als bloss unverbindlich kritisieren. Ausser ein paar armen Schluckern hält es ja niemand für dringend nötig, die Welt zu verändern. Es ist ja bei uns in der Schweiz nicht anders. Es sind die ewigen Kritiker am heutigen System mit einem idealen Prospekt geselliger Ideen in der Hand, die sich in dieser vollkommenen Form von uns Aussenseitern nun einmal leider nicht verwirklichen lassen. Man tut wie die kleinen Kinder; „lieber keinen Apfel als bloss einen halben oder gar bloss einen Schnitz.“

So ganz allmählich dämmert in mir die Gewissheit auf, dass es nicht die freiwirtschaftlichen Idealisten sind, die die freie ausbeutungslose Wirtschaft verwirklichen werden, sondern die Wirtschaft selber, die sich frei und ausbeutungslos machen wird, oder sie wird untergehen in einem bürokratischen Zwangssystem mit Arbeitslagern für diejenigen, die noch freiheitliche Regungen verspüren und äussern.

Mit besten Grüssen und auf Wiederhören

Giulio Ribì

Und am 8. Februar 1992 heisst es:

Lieber Tristan,

Giulio hat sich sehr über Dein Exposé gefreut, hat aber seine Zweifel bezüglich der EVOLUTION. Die Freiwirtschaftler sind eine Ansammlung von egozentrischen Idealisten, die eine Idee nicht akzeptieren können, wie sie ist, ohne an dieser in vielfältiger Weise herum zu mäkeln: Hier passt etwas nicht, dort fehlt etwas, jeder weiss es besser, dem einen ist's zu rot, dem andern zu wenig grün, zu kompliziert, zu wissenschaftlich, zu unvollkommen. Man möchte noch weiss ich was hinein quetschen, das nicht dazu gehört, und das man besser separat verwirklichen könnte. So möchte denn eben jeder sein eigenes Süpplein kochen und geniessen.

Und wenn es dann darum geht, mit eigenen finanziellen Einsatz seine Solidarität zu beweisen, dann kommen weitere Ausreden: das sei Sache des Staates, eine Bodengenossenschaft könne nicht garantieren, dass von Verwaltern nicht mit betrügerischen Machenschaften die Kapitalgeber um ihr Geld geprellt würden (siehe "Heimat"), wie wenn nicht auch staatliche Beamte gegen Betrügereien immun wären.

Alles bleibt beim alten: Geschwätz und Palaver!

Mit freundlichen Grüssen

Giulio und Ruth

Nun müsste ich noch darauf eingehen, inwieweit Gesell sozialdarwinistische und anarchistische Züge mit der Kritik am Marxismus verband. Das geht aber nicht, ohne sich ausführlich mit diesen Begriffen auseinanderzusetzen. Sozialdarwinismus ist ein Kampfbegriff der marxistischen Linke, der gegen die Freiwirtschaft eingesetzt wurde.

Dann hat mir der folgende Satz von Stolleis zu denken gegeben:

Vater und Sohn sind auf je ihre Weise besessen von Ideen, die sie in die Praxis umsetzen wollen.

Mir kam die Frage, ob *besessen* hier die angemessene Bezeichnung für ein zielgerichtetes Handeln ist. Wenn dem so ist, dann gibt es viele Menschen, die besessen sind. Im Volksmund wird der besessene Mensch als ein von bösen Geistern beherrschter Mensch gesehen, er ist verrückt. Aber allgemein drückt „*von etwas beherrscht sein*“ die mangelnde Distanz zum eigenen Denken und Tun aus. Eine bessere Bezeichnung für Menschen, die konsequent an dem festhalten, was sie als richtig erkannt haben, habe ich auch nicht gefunden. Aber ohne die „Besessenheit“ vieler Menschen in allen technischen und gesellschaftlichen Bereichen würde es keinen Fortschritt geben. TA